

Predigt am Sonntag Judika 24 in St. Nikolai Bad Sachsa zu Gen 22, 1-13

Liebe Gemeinde,

„niemals würde ich meine Kinder opfern. Da könnte Gott mir sagen, was er will.“ Sind Ihnen diese Gedanken auch gekommen, als sie eben den Text von der verhinderten Opferung Isaaks hörten? Mir sind solche Gedanken sehr nahe. Aber als ich weiter darüber nachdachte, was Abraham da getan hat, da wurde mir klar: So weit entfernt von ihm bin ich gar nicht. Meine Kinder mussten immer mal darunter leiden, dass ich ein Pastor geworden bin. Wie oft mussten sie zurückstecken gegenüber der Gemeinde. In der Schule mussten sie sich als Pfarrerskinder sich so manche spöttischen Blicke gefallen lassen, wenn es um das Thema Kirche oder Glauben ging. Und so merke ich: Auch meine Kinder sind in gewisser Weise zu Opfern dessen geworden, was ich als den Willen Gottes für mein Leben erkannt hatte. Ich bin mitten drin in der Isaak-Geschichte. So kann ich mir die Erzählung von Abraham und seinem einzigen Sohn Isaak also geradezu von innen ansehen.

Als Erstes entdecke ich, dass sie ganz vielschichtig ist. Der im letzten Jahrhundert bekannte Alttestamentler Gerhard von Rad hat vor sechzig Jahren in einem Kommentar geschrieben, diese

Geschichte sei so kunstvoll geschrieben, dass der Leser eine Vielfalt von Botschaften aus ihr entnehmen könne und solle.

Ich schaue mich also um in ihr. Mir fallen als Erstes die eingefrorenen Gesichtszüge Abrahams auf, als er das Messer und die Geräte zum Feuermachen einpackt sowie den Stapel Holz. Gerade eben hat er – wirklich oder vermeintlich – den Auftrag von Gott bekommen seinen einzigen Sohn zu opfern. Was mag in ihm vorgehen? Gott hat ihm doch verheißen, der Vater eines großen Volkes zu werden! Wie kann er da von ihm verlangen, sein einziges Kind zu opfern? Wie passt das mit dem Gott zusammen, dem Abraham sein Vertrauen geschenkt hat. Hat Gott ihm nicht das Versprechen gegeben, eine unzählbar große Nachkommenschaft in dem verheißenen Land der Zukunft zu bekommen? – Und wieder merke ich, dass ich noch tiefer in die Geschichte hineingerate. Sind das nicht oft auch meine Fragen? Wenn ich an den Jungen denke, den ich vor einigen Jahren zwei Tage vor seinem achtzehnten Geburtstag beerdigt habe. Oder wenn ich an die noch recht junge Frau denke, die von ihrem Mann und den beiden Kindern betrauert werden musste. Wo ist Gott da gewesen? Wie soll ich bei so etwas verstehen können, was Gott in dieser Welt geschehen lässt? Und ich merke plötzlich, dass diese Geschichte durchsichtig wird auf das Kreuz Jesu hin. Hat nicht der Gekreuzigte auch gefragt: „Warum?“ Fühlte er sich nicht auch von Gott im Stich gelassen, als er da am Kreuz hing? Wie froh bin

ich, dass das Kreuz nicht das letzte Wort hatte. Denn das Kreuz ist ja angeleuchtet worden vom Licht des Ostermorgens!

Dann sehe ich diesen Widder, der sich in dem Gebüsch verfangen hat. Leicht kann Abraham ihn greifen und ihn anstelle des Kindes opfern. „Gott wird sich ein Opfer ersehen“, hatte er Isaak geantwortet. Sein Glaube hat es in der Tiefe seines Herzens gewusst, dass Gott keine menschlichen Opfer haben will. Meinte Abraham etwa nur, dass Gott dieses größte und letzte Opfer von ihm erwartet? Ist er dieser irrigen menschlichen Vorstellung verfallen, ein großes Opfer würde eine große Belohnung Gottes nach sich ziehen? Wie die heidnischen Völker Kanaans es dachten, die dem grausamen Gott Moloch ihre Kinder opferten, wenn eine Missernte drohte? – Wieder spüre ich, wie nah uns Abraham ist. Wir wollen uns nichts schenken lassen. Alles muss man im Leben erarbeiten. Das soll ausgerechnet bei Gott anders sein? Und wieder wird mir die Erzählung von der Opferung Isaaks durchsichtig auf das Kreuz hin. Gott will keine Opfer. Im Gegenteil: In Jesus Christus hat er sich selbst geopfert für uns. Er schenkt uns Vergebung und Annahme. Er wendet sich uns zu – ohne dass wir etwas dazu tun könnten. So ist Gott – wie ein liebender Vater; nicht im geringsten wie der Moloch, der uns schwerste Opfer abverlangt.

Aber hat Abraham sich so sehr geirrt, als er die Stimme Gottes zu vernehmen glaubte? Ich sehe den Zweifel in seinem Gesicht, als er Isaaks Fragen hört: „Wo ist das Schaf zum Brandopfer?“ „Ist das wirklich Gottes Wille mit mir und meinem Leben?“ mag Abraham sich gefragt haben. Ich sehe ihn an mir vorbeiziehen. Fast möchte ich ihn am Arm packen und ihn fragen: „Bist Du Dir sicher?“ Aber Abraham kann mich nicht hören. Er würde mich auch nicht verstehen. Denn wie sollte ich ihm erklären, dass wir den Willen Gottes nur von Christus her richtig verstehen können? „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst“, das hat Jesus zu dem höchsten Gebot erklärt. Daran muss sich alles messen lassen, was wir von Gottes Willen zu erfahren meinen! – Mit der Liebe zu Gott passt ja noch einigermaßen zusammen, was Abraham da tun will. Sein Liebstes zu geben für Gott: Welchen größeren Beweis eines Gottvertrauens könnte es geben? Da bewundere ich Abraham geradezu. Dieses Vertrauen, dass Gott es gut mit mir meint, auch wenn ich das Gegenteil erfahre, das ist einzigartig. Da ist Abraham mir ein großes Vorbild. Aber mit der zweiten Hälfte des Doppelgebots passt die Opferung eines Kindes nun wirklich nicht im Geringsten zusammen. Kinder dürfen nicht geopfert werden. Sie sind uns nur anvertraut, damit wir sie lieben und ihnen einen guten Weg in das Leben ermöglichen. Sie sind nicht dazu da, dass wir sie für etwas opfern: nicht für unsere eigenen Wünsche oder Bedürfnisse, auch

nicht unseren religiösen Vorstellungen. Gott will das Leben, nicht den Tod!! Hat Abraham das übersehen?

Aber ich komme von ihm nicht los. Denn irgendwie hat er ja auch Recht. Der Glaube ist keine Wohlfühlreligion. Wenn ich auf Gott vertraue, dann habe ich mich ja auch an ihn gebunden. Dann will ich den Weg gehen, den er mir weist. Dann weiß ich, dass dieser Weg auch durch finstere Täler und Durststrecken und nicht zuletzt auch Prüfungen gehen wird. Jesus hat die Entbehrungen der Nachfolge nicht schöneredet: Wer sich von seinen Lieben erst einmal verabschieden muss oder wer zuerst seine Toten begraben will, der ist nicht geschickt in das Reich Gottes. Und wie viele sind Jesus bis in das Leiden und Sterben gefolgt! Von den Christen in der Antike, die dem Kaiserbild nicht geopfert haben, bis hin zu den Christen unserer Zeit in den muslimischen oder kommunistischen Ländern, die für ihr Bekenntnis zu Jesus Christus Leib und Leben riskieren.

In meinen Gedanken bin ich ein wenig zurückgeblieben. Nun sehe ich Abraham, wie er sich den Berg Moriya heraufschleppt, als würde ihn etwas festhalten, bremsen. Es fällt ihm nicht leicht, zu der Opferstätte zu gehen, aber er geht den Weg, den er als von Gott gewiesen erkannt hat. Er geht den Weg, den er nicht versteht. Er geht den Weg, von dem er vielleicht doch noch hofft, dass Gott einen Ausweg für ihn weiß.

Ich kann mit Abraham nicht weiter mitgehen. Ich kann es nicht mitansehen, wie er das Holz zum Brandopfer aufschichtet. Wo ist Gott?? Er muss doch diesem Irrsinn ein Ende setzen! Und da endlich tut er es. Er schickt seinen Boten und hält das Geschehen an, das fast bis zuletzt abgelaufen ist wie ein Uhrwerk. Das Kind wird leben. Gottes Liebe zum Leben, seine Liebe zu uns Menschen hat sich durchgesetzt. Gott und seinem Engel sei Dank! Ich sehe den Engel an und weiß: Nun muss ich aus dieser Geschichte wieder aussteigen. Aber gerade jetzt würde ich gern noch bleiben; würde sehen wollen, wie sich Abrahams Gesichtszüge entspannen: Sein Vertrauen auf Gott – sogar gegen Gott – hat sich endgültig bewahrheitet.

Das will ich mir mitnehmen aus dieser Geschichte: Manche Wege, die Gott uns führt, sind rätselhaft und oft genug mehr als das. Aber es sind Wege, die der Herr mit uns geht. Und wenn er dies tut, dann können sie nicht gottverlassen sein. – Und noch einmal wird mir die Erzählung durchsichtig auf das Kreuz hin. Aber nicht auf das Kreuz, das im Schatten des Karfreitags liegt, sondern auf das Kreuz, das vom Licht des Ostermorgens beschienen wird. Auch Christus ist einen Weg gegangen, den er lieber nicht gegangen wäre. Wie rätselhaft war es für die Jünger, dass Jesus sterben musste. Am Ostermorgen aber erkannten sie: Gott hatte Jesus nicht im Stich gelassen. Der Weg Jesu endete nicht im Tod, sondern im Licht der Auferstehung.

Das will ich mir mitnehmen: Der Gott Abrahams, der Vater Jesu Christi, geht manchmal unbegreifliche Wege mit uns. Aber er ist immer mit uns – und alle seine Wege führen letztlich zum Leben und zum Licht.

Und der Friede Gottes ...

Amen.